

Otfried Höffe

**Zum Menschenbild und Naturbild des Trans- und des
Posthumanismus. Eine judikative Kritik**

Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Otfried Höffe, Leiter der Forschungsstelle Politische Philosophie,
Philosophisches Seminar der Universität Tübingen, Bursagasse 1, D-72070 Tübingen, Tel:
0049 7071 29-77044, E-Mail: sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de

Zwei Denkrichtungen werden neuerdings intensiv erörtert, allerdings noch in zu kleinen Kreisen. Weil sie ein fundamental neues Verständnis des Menschen ankündigen, verdienen sie aber eine breitere öffentliche Debatte: der Transhumanismus und der Posthumanismus. Beide Richtungen tauchen zwar in unterschiedlichen Schattierungen auf. Ihnen liegt aber jeweils ein gemeinsamer Kern zugrunde, der hier einer Kritik im ursprünglichen Sinne, eines richterlichen Unterscheidens und schließlich Beurteilens, unterzogen werde.

Begriffsklärung

Ein erstes Begriffsmoment ist in den Bezeichnungen enthalten. Ob als „Trans-“ oder als „Post-Denken“ – ein gegenwärtig vorherrschendes Bild des Menschen werde überwunden. Dabei zielt der Transhumanismus auf ein Optimieren des Menschen, wobei „natürliche“ Gebrechen wie Krankheit und Sterblichkeit minimiert, eventuell ganz abgeschafft werden sollen. Nach dem Posthumanismus hingegen soll der Mensch seinen Anspruch auf eine Sonderstellung zugunsten einer Gleichberechtigung aller natürlichen Spezies aufgeben, gegebenenfalls selbst Produkte der künstlichen Intelligenz als gleichberechtigt anerkennen.

In beiden Denkrichtungen klingen drei Modalitäten an. Erstens handelt es sich um ein Können; die nötigen Fähigkeiten des Überwindens stehen der Menschheit tatsächlich zur Verfügung. Zweitens liegt ein Wollen vor; die Menschen haben ein Interesse, das Können des Überwindens zu realisieren. Schließlich geht es um ein Sollen; der Mensch ist aufgefordert, seine Gegenwart zugunsten einer – in selbstverständlicher Unterstellung – besseren Zukunft zu überwinden. Man kann noch von einer vierten Modalität sprechen; einem Sein, denn zum „Trans-“ und „Postdenken“ gebe es in der Gegenwart schon deutliche Ansätze.

Nietzsche als Ahnherr?

Selbst in demokratischen und ahistorischen Zeiten kann man durch Berufung auf einen Aristokraten des Geistes sich ein größeres Ansehen verschaffen. Wie bei anderen Trans- und Postbewegungen, etwa beim Poststrukturalismus, beziehen sich auch der Trans- und der Posthumanismus auf einen Höhepunkt der europäischen Moralkritik, auf einen Philosophen, der wegen seiner Wortgewalt zu Recht von sich sagt, er sei ein intellektueller „Artist, Schamane und Verführer“: Friedrich Nietzsche. In jenem mit rauschhafter Produktivität verfaßten „Buch für Alle und Keinen“, das die geistige Jugend Europas in den Bann schlagen wird, *Also*

sprach Zarathustra, ist der Mensch ein Wesen, „das zugunsten des Übermenschen überwunden werden soll“.

Nun läßt der Begriff „Übermensch“ zusammen mit dem naheliegenden Gegenbegriff „Untermensch“ an nationalsozialistische Verblendungen denken. Deshalb weicht die erste der beiden Denkrichtungen in ein Fremdwort aus, das die beinahe wörtliche Übersetzung von Übermensch aber nicht leugnen kann. „Transhumanismus“ bedeutet „Jenseits des Menschlichen“, mithin, da das Jenseits kein Gott ist, sondern ein Mensch bleibt, einen Übermenschen. Gewöhnlich denkt man dann an eine biologische Züchtung, aus der „Herrenmenschen“ hervorgehen sollen. Nietzsche meint jedoch eine kulturelle Evolution, die durch interne Prozesse, aufgrund einer die Kreativität und Autonomie des Menschen freisetzenden Selbsterziehung der Menschheit, zustande kommen soll.

Der externe Faktor: Wissenschaft

Von diesem Gedanken einer kulturellen Selbsterziehung weichen die neuen Denkrichtungen – ob man sie philosophisch nennen soll, sei dahingestellt – bis zu den Wurzeln ab. Nach dem zweiten Begriffsmoment des Trans- und des Posthumanismus kommt es nämlich auf einen externen, freilich, nur relativ externen Faktor, die Wissenschaft, an.

Die einschlägige Wissenschaft tritt zwar im Plural auf, womit die heute zunehmend wichtige Interdisziplinarität gefragt ist. Es zählt aber nicht die *universitas scientiarum*. Direkt angesprochen wird lediglich eine der beiden Wissenschaftswelten: die Welt von Mathematik und Informatik, von Naturforschung, Medizin und Ingenieurwissenschaft.

Dieser einseitige Rückgriff schlägt sich in den teils schon bekannten, teils für die nahe Zukunft erwarteten Neuerungen nieder. Laut einem Kritiker, Francis Fukuyama, gehören dazu auf medizinischer Seite die In-Vitro-Fertilisation, die Präimplantationsdiagnostik (PID) und die Stammzellforschung, weiterhin das Klonen zum Zweck der Reproduktion und die genetische Manipulation von Keimzellen.

Unausgesprochen bleibt in diesen (bekanntlich nicht unstrittigen Verfahren) die Große Überwindung, die von Krankheit und Sterblichkeit, pure Science Fiction. Die realistischere Variante, die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern, ist hingegen ein uraltes Menschheitsinteresse, das in der Neuzeit etwa René Descartes im *Discours de la méthode* geradezu pathetisch bekräftigt.

Zu den weiteren Geräten und Verfahren, auf die man sich beruft, gehören autonom fahrende Fahrzeuge, wobei der Weg zu den wahrhaft autonomen, selbstfahrenden Fahrzeugen noch weit ist. Ähnlich auf dem Weg, aber noch lange nicht am Ziel sind andere sich selbst steuernde Roboter, weiterhin beispielsweise die sogenannten aktiven, weil die Klimatisierung selbst steuernden Gebäude, ferner Verfahren zur effizienten Bewältigung einer ärgerlichen Schwäche nichtfossiler Energiequellen, nämlich der aus der Wetterinstabilität unserer Breiten folgenden Fluktuation des Wind- und Photovoltaik-Stroms. Ein japanischer Autohersteller entwirft sogar vollautomatisiert vernetzte Wohnviertel, dann zu „Städten der Zukunft“ geadelt: Selbstfahrende Transportkapseln sollen die Bürger, Güter und Dienstleistungen ungestört, ohne quertreibenden Fußgänger und Fahrzeuge, überallhin bringen. Von unverzichtbaren Bausteinen einer humanen Lebenswelt wie Spiel- und Sportplätzen und öffentlichen Räumen der Begegnung ist aber keine Rede.

Bei der im vollen Sinn künstlichen Intelligenz, der KI, geht es über die Selbststeuerung hinaus um ein Selbstlernen. Dann aber sind die Entscheidungen der entsprechenden Geräte wie beim Vorbild der KI, der menschlichen Intelligenz, nicht mehr vorhersagbar. Infolgedessen droht die Gefahr des Zauberlehrlings, die wir von Goethes gleichnamiger Ballade und deren Vertonung durch Karl Loewe kennen. Die Ursprünge gehen weit, bis in die Antike, zum griechischen Satiriker Lukian, zurück: Der Zauberlehrling entweicht seinem Meister, der beim Versuch, ihn einzufangen, feststellen muß, daß sein Geschöpf mangels moralischer Skrupel ihn, den Schöpfer, schließlich tötet. Bei Goethe allerdings, und damit erweist er sich als ein wahrer Humanist, behält der Meister, „Hexenmeister“ genannt, die Obermacht. Nur der Lehrling, der einem Besen die Aufgabe, Wasser zu holen, einprogrammiert, kann den Besenknecht, zu einer „Ausgeburt der Hölle“ geworden, nicht mehr bremsen. Erst dem „Herrn und Meister“ gelingt dies, sodaß die Ballade das bekannte humane Ende nimmt. Mit den Worten „In die Ecke/ Besen! Besen!/ Seid's gewesen!“ wird die Katastrophe gestoppt, worauf die Schlußzeilen folgen: „Denn als Geister/ Rufe euch nur zu seinem [!] Zwecke/ Erst hervor der alte Meister“.

Autonomes Handeln, so Goethes Botschaft, ist für sich allein betrachtet, nicht etwa trans-, sondern subhuman. Human wird es erst durch eine vom Menschen gesetzte Zweck und eine Kontrolle der dafür sachgerechten Mittel und Wege. Alle Geräte und Verfahren künstlicher Intelligenz sind nur so lange vertretbar, wie keine Gefahr droht, sich der Kontrolle von Menschen zu entziehen.

Im Vorübergehen sei auf die Visionen kreativer Künstler verwiesen. Unter dem Titel „*Der montierte Mensch und I was a Robot*“ zeigt das Essener Folkwang Museum humanoide, also

menschenähnliche Roboter des Science Fiction-Illustrators Mel Hunter oder den US-Amerikaner Trevor Paglen, der für künstliche Intelligenzen ein selbstlernendes Programm geschaffen hat, dessen Produkte wie Photographien oder Screenshots aussehen. Und bei der „Kuss- und Sex-Maschine“ der französischen Performance-Künstlerin Orlan lernt man zwei zutiefst menschliche Eigenschaften kennen, die wir bei natürlichen Menschen selten finden, dann aber bewundern und die bei KI-Produkten noch lange nicht zu erwarten sind: Humor und Selbstironie. Wo sie nicht kontingenterweise, als persönliches Defizit, sondern im wörtlichen Sinn naturgemäß, wegen der Künstlichkeit fehlen, dort ist das entsprechende Wesen auch bei überragend komplexen Rechenleistungen doch als insgesamt *pauvre*, als armselig einzuschätzen.

Ein Paradox

Läßt man sich probeweise auf den transhumanistischen Standpunkt ein, so erscheint deren Berufung auf die KI als paradox. Denn das Forschungsziel, künstliche Wesen mit der typischen menschlichen Fähigkeit des Selbstlernens, also menschengemachte Objekte, Maschinen, die sich nicht nur im Erscheinungsbild, der Hardware, sondern auch in der Intelligenz, der Software, mehr und mehr einem Menschen annähern, gelten deshalb als intelligent, weil diese Fähigkeit den Menschen auszeichnet. Ein Wesensmerkmal des Humanen, vielleicht sogar das Spezifikum, das Selbstlernenkönnen, wird damit zum Beweis für das Überwinden des Humanen. Dieser Paradoxie entgeht nur, wer den Titel des Transhumanismus nicht ernst nimmt und im Gegensatz zu vollmundigen Ankündigungen sich mit einem Erweitern der bisher bekannten menschlichen Möglichkeiten begnügt. Weil die Menschheit jedoch das Hinausschieben von Grenzen seit jeher versucht, kann von einem radikalen Transhumanismus keine Rede sein:

Um den eigenen Gestaltungsraum zu vergrößern, um, dann emanzipatorisch, die negative Freiheit, die von Naturzwängen, und konstruktiv die Freiheit zur autonomen Lebensführung zu erhöhen, bedient sich die Menschheit schon seit der Antike, weit umfassender aber in der Neuzeit wissenschaftlich-technischer Hilfen. Heute wird dieses menscheitsübliche Vorgehen „nur“ fortgesetzt, dabei allerdings ohne die Anerkennung irgendwelcher Grenzen. Selbst in dieser Grenzenlosigkeit steckt aber nichts prinzipiell Neues, denn ihr liegt lediglich jene Pleonexie, jenes Mehr-und-mehr-wollen, zugrunde, das wir andernorts als Habgier bzw. Habsucht, ferner als Herrschsucht und Ehrsucht längst kennen – verbunden mit der Neigung zur Selbstüberschätzung, zur Hybris.

Initialmacht, Kontrollmacht und Frühwarnsystem

Die andere wissenschaftliche Welt, die der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, ist in der KI-Forschung zwar nicht vollständig abwesend, aber nur indirekt, dann freilich in zwei Funktionen gegenwärtig. In beiden sind sie für die KI-Forschung unverzichtbar. In der systematisch gesehen ersten Generation der Trans- und Postdenker, bei den Wegebereitern der beiden Richtungen, pointiert gesagt, bei deren Propheten, sind sie als Initialmacht wirksam geworden. Sie helfen nämlich die KI-Forschung auf den Weg zu bringen. In der systematisch gesehen zweiten Generation werden die genannten Wissenschaften, als kritische Reflexionsinstanz tätig, zumindest sollten sie es. Sie untersuchen beispielsweise das Menschenbild der Trans-Denker und gehen im Zuge dieser Untersuchung, wie selbstverständlich in eine Kontrollmacht und ein Frühwarnsystem über. Das Tier, das „Nein“ sagen kann, eben der Mensch, vermag gegen die KI sowohl ein absolutes Veto als auch ein wohlüberlegtes, partielles Veto einzulegen.

Drei Begriffe vom Menschen

Die Suche nach einem generellen „Menschenbild“ – die Philosophie spricht lieber von Anthropologie – ist bekanntlich nicht leicht. Nach zutreffenden, aber verengenden Begriffen kann der Mensch Werkzeuge herstellen: *homo faber*, oder er kommt erst beim Spielen zu sich: *homo ludens*. Und nach jüdisch-christlicher Anschauung ist er Ebenbild Gottes. Kaum verengend, überdies weder theologisch noch metaphysisch kontaminiert, vielmehr erfahrungsgesättigt sind zwei klassische Begriffe der Anthropologie, die in Verbindung mit einer nicht minder klassischen Beobachtung sich zu einem anthropologischen Trio eignen:

Nach einem schon in Platons Dialog *Protagoras* überlieferten Mythos fallen Menschen im Vergleich zu Tieren durch zwei nahtlos ineinandergreifende Eigentümlichkeiten auf. Einerseits zeichnen sie sich in ihrer Organ- und Instinktausstattung durch gravierende Mängel aus. Diese werden andererseits durch die Intelligenz nicht bloß ausgeglichen, kompensiert, sondern sogar überboten.

Die erste klassische Definition bringt diese Sachlage auf den Begriff. Als *zôon logon echon* ist der Mensch das mit Sprache und Vernunft ausgestattete Tier. Dazu gehört nicht etwa nur die Erkenntnisfähigkeit, sondern auch die praktische Vernunft, verstanden als die Fähigkeit Vorstellungen von Nutzen und Schaden und von Recht und Unrecht zu entwickeln. In Begriffen Kants handelt es sich dort um pragmatische, hier um moralische Vernunft. Nach der zweiten

Grundbestimmung schließlich ist der Mensch *physei politikon zôon*, das seiner Natur nach nicht bloß soziale, sondern zur Politik berufene Lebewesen.

Homo faber ohne Polisnatur

Auch der „transhumane Mensch“ stellt Werkzeuge her, ist folglich ein *homo faber*. Er hat, deutlich sichtbar bei kreativen Informatikern, ein spielerisches Moment, ist insofern auch ein *homo ludens*. Die vom Transhumanismus gesuchte Verbesserung des Menschen konzentriert sich nun auf die geistige und die seelische Natur des Menschen, während die zweite Eigenart fehlt, jene politische Natur des Menschen, die sich in der rechtsstaatlichen Demokratie manifestiert.

Zweifellos verdient deren heutige Gestalt noch manche Verbesserung, zumal angesichts neuer Herausforderungen wie der Globalisierung, der Digitalisierung und den Umwelt- mitsamt Klimaproblemen. Kernelemente wie die Rechtsstaatlichkeit, wie die Grund- und Menschenrechte, die Gewaltenteilung und die Volkssouveränität bleiben aber ein unverzichtbarer Teil des politischen Humanum. Folglich benötigen sie keine Überwindung zu einem Transhumanen. Stattdessen geht es um Institutionen und Strukturen, also Gegenstände, die in dem vom Transhumanismus präferierten Wissenschaften nicht eigens vorkommen

Die Selbstranzendenz gehört zum Wesen des Humanum

Die neuen Denkrichtungen haben, das im Stichwort des Paradox schon angedeutete weitere Problem: Die von ihnen hofierten Wissenschaften entstammen der schon jetzt herrschenden Wirklichkeit des Humanum. Selbst wenn die Träger des Post- und Transdenkens an der vordersten Front der heutigen Forschung stehen, verbinden sie zwei Beweggründe, die die Geschichte der Menschheit so gut wie aller Orten prägt. Das eine Motiv besteht in der wohl einzigen Gier, die nicht moralisch verwerflich ist, der Wißbegier. Das andere Motiv ist spätestens seit dem Propheten der modernen Naturforschung, Francis Bacon, als Leitziel wie selbstverständlich anerkannt: daß die Wissenschaften dem Menschen zu dienen haben.

Dieser Dienst kann nun in einem technischen, einem pragmatischen und schließlich einem moralischen Sinn zutreffen. Auf der technischen Ebene, der Frage nach den geeigneten Mitteln zu vorgegebenen Zielen, ist zu überlegen, welche Leistungen eines natürlichen Menschen sich wie genau in einer Software, vielleicht zusätzlich einer Hardware zustande bringen lassen. Die Antwort hängt von der Originalität und Kreativität der KI-Forscher ab, die hier einen neuen Beweis der überragenden menschlichen Intelligenz vorlegen. Wegen ihrer Zweckneutralität kann die technische Dimension aber nicht ausschlaggebend sein.

Die nächste, pragmatische Ebene verpflichtet die Mittel auf ein natürliches Ziel, das Wohlergehen. Offensichtlich darf dessen erste Teilstufe, das persönliche Wohl des Forschers oder des Unternehmers, nicht entscheidend sein, weder die Steigerung der fachlichen oder öffentlichen Reputation noch die des finanziellen Gewinnes. Nach der zweiten, utilitaristischen Teilstufe, dem Wohl aller Betroffenen, ist die KI dann willkommen, wenn sie beispielsweise den Menschen, von mühevollen Tätigkeiten entlastet. Allerdings darf sie die Frage nicht verdrängen, ob die einschlägigen Erfindungen negative Nebenfolgen haben, die die positiven Leistungen schmälern, vielleicht sogar überwiegen: Werden lediglich begrenzte Teilaspekte maximiert, wodurch das einzig vernünftige Ziel, ein Optimum des Gesamtzustandes gefährdet wird?

Das letzte Wort steht allein der dritten, der moralischen, insbesondere rechtsmoralischen Hinsicht zu: „Was schulden die Menschen einander?“

Beim erwähnten Bacon, in seiner Utopie *Neu-Atlantis*, erhält die säkulare Definition der Vernunftnatur eine theologische Überhöhung. Den geistigen Mittelpunkt bildet nämlich ein riesiger Forschungscampus, der den Namen „Sechs-Tage-Werk“ trägt. Darin klingt eine biblische Bestimmung an, die über alle Konfessionsstreitigkeiten hinweg anerkannt wird, der Mensch als Ebenbild Gottes. Sine qua non hat er das Recht, wegen des christlichen Gebots der Nächstenliebe sogar die Pflicht, das Schöpfungswerk mehr und mehr fortzusetzen, bei Bacon mit einem Zusatz der erneut theologische Zustimmung verdient: „but of charity there is no excess“, auf Deutsch: von der humanitären Forschung kann es nie genug geben. Während heute vielerorts unter Theologen Forschungskepsis vorherrscht, plädiert also die Verbindung von „Ebenbild Gottes“ mit „Nächstenliebe“ für eine kräftige Prise Selbstzweifel.

Zwischenbilanz

Wer diese und weitere Aspekte Revue passieren läßt, kann schwerlich bestreiten, daß das vom Transhumanismus geforderte Überwinden des gegenwärtigen Humanen schon in der Natur des Menschen gründet: Das Transzendieren, freilich nie radikale, weil nie zur Göttlichkeit reichende Überwinden ist ein Wesensmerkmal des Humanum. Diese Einsicht drängt folgende Zwischenbilanz auf: Das Transhumanum ist im Humanum angelegt, so daß ein originäres oder radikales Transhumanum gar nicht möglich ist. Alle Neuerungen, die im informativen, im medizinischen, im technischen Bereich usw. zu erwarten sind, können Hoffnungen wecken, auch Ängste schüren. Diese Situation ist aber nicht grundsätzlich neu, man erinnere sich nur an die

Erfindung des Feuers, was beide Seiten zu Bescheidenheit nötigt. Die Verfechter des Trans- und Postdenkens müssen die Einschätzung der Neuartigkeit erheblich zurückstufen, und von den Kritikern sind an Stelle genereller Ablehnungen nur präzise Einsprüche gegen genau zu definierende Projekte und genau diagnostizierte Gefahren überzeugungsfähig.

Was sich schwerlich steigern läßt

Gegen eine Selbstüberschätzung des Transhumanismus drängt sich ein weiterer Einwand auf: Gewisse menschliche Dinge lassen sich überhaupt nicht steigern. Selbst das Nachahmen mittels immer komplexerer Maschinen dürfte hier kaum möglich sein. Zu denken ist an die Anmut einer Tänzerin oder an das herzerreißende Weinen eines Kindes, das sich von Gott und der Welt und den Eltern verlassen fühlt. Schwerlich steigern läßt sich auch das alles andere vergessende Zuhören zu einem begnadeten Musiker.

In einem Roman, der sich mit künstlicher Intelligenz auseinandersetzt, Ian McEwans *Machines like Me (Maschinen wie ich)*, gibt es nicht nur sprechende Kühlschränke und Züge, die mit 400 km/h durch die Lande fahren, sondern auch ein bestechend menschlich aussehende Roboter mit einer überragenden Intelligenz. Ein Vertreter dieses „Laptop auf zwei Beinen“, Adam, tauscht mit einer jungen Frau nicht nur Ansichten und Gefühle aus, sondern sucht sie auch in ihrem Schlafzimmer auf, wird dort mit ihr intim, wobei sie, so scheint es, alle sexuelle Lust erfährt. Kann diese „Glanzleistung von Ingenieurskunst und Softwaredesign“ vollumfänglich an die Stelle des natürlichen Menschen treten?

Eines bleibt dem künstlichen Adam versperrt. Er kann sich weder mit dem natürlichen Menschen noch mit seinesgleichen fortpflanzen, womit er in einer wesentlichen Hinsicht subhuman, sogar subanimalisch bleibt. Außerdem kann McEwans Roboter weder Kompromisse eingehen noch heucheln, noch in seinem Verhalten Widersprüche aushalten.

Blicken wir noch einmal auf die emotionale Seite. Hier könnten manche hoffen, der künstliche Mensch sei weniger „fehleranfällig“, so daß in einer etwaigen Partnerschaft mit natürlichen Menschen vom künstlichen Menschen hinsichtlich Offenheit, Vertrauen und Verlässlichkeit weniger Enttäuschungen zu befürchten sind. Sollte das zutreffen, so drängen sich freilich zwei Fragen auf. Zum einen: Wie reagiert der künstliche Mensch, wenn der natürliche ihn enttäuscht? Zweite Frage: Wäre eine verringerte Enttäuschungsgefahr human? Wohl kaum, denn die bekannten Antworten auf Enttäuschungen (und mit ihnen ein hohes Maß an Freiheit) gingen verloren, zum Beispiel Lebenserfahrung zu sammeln, menschliche Tiefe zu erreichen und die Fähigkeit zu lernen, sich zu entschuldigen, zu verzeihen und zu vergeben.

Wider jede Sonderstellung des Menschen?

Bei der zweiten Denkrichtung, dem Posthumanismus, findet sich eine höchst provokative anthropologiepolitische Forderung. Der Mensch soll seine Sonderstellung negieren und sich zu einer Spezies unter vielen herabzustufen. Ein Teil dieser Behauptung ist uns vertraut, hat daher keinerlei provokative Kraft. Denn seit jeher gilt der Menschen als *animal* bzw. *zôon*, mithin als eine biologische Art neben vielen anderen. Dieser Umstand schließt freilich die Sonderstellung nicht aus, die sich mit dem Gedanken einer „Stufenleiter der Natur“ begründen läßt. Zwar sind wir längst zu „Multikulturalisten“ gegenüber der Natur geworden, gegen ontologische Hierarchien daher skeptisch. Trotzdem müssen wir die im Prinzip seit der Antike bekannten Argumente ernst nehmen:

Nach Maßgabe der Differenziertheit der Organe und des Reichtums an Leistungsfähigkeit besitzen Pflanzen keinerlei Wahrnehmung, die einfacheren Tiere nur den Tastsinn, komplexere Tiere zusätzlich Geruch und Geschmack, noch komplexere Tiere verfügen über alle fünf Sinne und über ein Lernen, daß aber erst beim Menschen über rudimentäre Fähigkeiten weit hinausreicht. Oder: Einfacheren Tieren kommt es nur auf Selbsterhaltung und Fortpflanzung an, „höhere“ Tiere empfinden bei der Fortpflanzung auch Lust und sorgen für ihre Jungen. Noch höher als bloße Fürsorge steht das Leben in sozialen Verbänden, die nur im Fall des Menschen einen wirklich politischen Charakter annehmen.

Die Anwälte einer Gleichberechtigung aller natürlichen Spezies leiten aus ihrer genannten Forderung zwei Verbote ab. Der Mensch dürfe sich nicht als höherwertig einschätzen; und er habe kein Recht, die Natur zu zerstören. Beide Verbote setzen allerdings eine Sonderstellung voraus. Ob man sich als höherwertig oder wie manch skrupulöser Sünder als minderwertig einschätzt – in beiden Fällen braucht man eine Fähigkeit, über die nach all unsere Kenntnis weder Mikroben noch Singvögel noch Menschenaffen verfügen, die Fähigkeit zur Selbsteinschätzung, einschließlich der Über- und Unterschätzung.

Ohnehin darf man die mannigfachen Zerstörungskräfte in der Natur nicht unterschlagen, weder die Millionen von Heuschrecken, die derzeit weite Teile Afrikas heimsuchen, noch die fleischfressenden Pflanzen, noch die Raubvögel und Raubtiere. Auch wenn man etwa lieber von Greifvögeln spricht, ernähren sich die genannten Tierarten von anderen Tierarten, und die Nichtraubtiere ernähren sich von Pflanzen, also erneut von natürlichen Spezies. Mit einem Wort: Neben zahlreicher Kooperation und vielfachem Desinteresse gegeneinander herrscht in

der Natur das „Gesetz des Fressens und Gefressenwerdens“. Auch in dieser Hinsicht nimmt der Mensch eine Sonderstellung ein. Nur er vermag die Natur teils aus Blindheit, teils aus Gier so töricht auszubeuten, daß er seine eigene Naturbasis zerstört.

Dagegen erhebt nicht bloß das kollektive Selbstinteresse Einspruch, vielmehr auch die Sonderbegabung der Menschheit, hier die die praktische Logos-Natur vollendende Moralfähigkeit. Man muß nicht von Höherwertigkeit sprechen, trotzdem anerkennen, das nur der Mensch zu jenem im emphatischen Sinn humanen Verhalten imstande ist, nicht bloß gegen seinesgleichen, sondern auch gegen Fremde, einschließlich fremden Arten hilfsbereit und großzügig zu sein.

Aus diesen Überlegungen folgt, daß der Transhumanismus in Wahrheit kein Trans-, keine Überschreiten des Menschen ist, denn er gründet im Wesen des Menschen, nämlich einem Teil seiner Vernunftnatur. Insofern man zudem den Bereich des wahrhaft Politischen vollständig außer Acht läßt, handelt es sich sogar um eine subhumane Einstellung. Namentlich bei der künstlichen Intelligenz hat der Mensch die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß er nie zum Zauberlehrling degeneriert, vielmehr muß er mit Hilfe des anderen Teils seiner Vernunftnatur, der (Rechts-) Moral, stets das letzte Wort, das der Kontrollmacht, behalten.

Der Posthumanismus schließlich kann sein Leitziel, die Gleichberechtigung aller natürlichen Spezies, nur dann erreichen, wenn er die Gleichberechtigung auf einer zweiten Stufe negiert und dem Menschen die Sonderstellung einer Sonderverantwortung zumutet. Daher plädiere ich abschließend für jene Alternative zu Trans- und Posthumanismus, die ich „Oikopoiese“ nenne. Statt den derzeitigen Menschen zu überwinden oder ihn ganz hinter sich zu lassen, gestalte (-poiese) der Mensch sowohl seine natürliche als auch soziale Umwelt derart, daß sie zu seinem *oikos*, zu seiner vertrauten und vertrauenswürdigen Heimstatt, werde.

Prof. Dr. [Dr. h.c. mult.] Otfried Höffe leitet an der Universität Tübingen die Forschungsstelle Politische Philosophie. Jüngst erschienen bei Klöpfer.Narr, sein Buch „Für ein Europa der Bürger!“.